

von Rowntree und Lavers herbeigesehnte freichristliche Laienbewegung außerhalb aller Bindung an die Kirche zum Sauerteig des Abendlandes werden könnte. Sie wird viel wahrscheinlicher das Schicksal ihrer Vorgängerinnen erleiden. Sie wird oder würde sicher zu den zahllosen bestehenden Sekten nur noch weitere hinzufügen.

## Laien an der Arbeit

John C. Cort, der Sozial-Korrespondent von „The Commonweal“, hat mit den Bischöfen seines Vaterlandes den Common sense, die Vorliebe für praktische Gedanken und die Gabe, sich einfach auszudrücken, gemeinsam. So erzählt er von einem Gespräch mit einem befreundeten Priester, bei dem sie sich darüber unterhielten, was wohl die eigentliche Aufgabe des Laienapostolates sei. Sie kamen zu einem ebenso einfachen wie praktischen Ergebnis: „Meist denken wir immer nur daran, daß die Vereinigungen der Laien dazu da sind, um dem Priester zu helfen, daß er seine Arbeit tun kann. Ein erfolgreicher Pfarrer: das ist ein Mann, der die Laien die eine und den Confrater die andere Hälfte seiner Arbeit tun läßt. Aber das wirkliche Laienapostolat ist jenes, in dem der Priester dem Laien hilft, dessen Werk zu tun. Ein großes, ein wesentliches Werk. Denn nur durch den Laien kann die Kirche ihre Prinzipien durchsetzen in der Familie, in den Berufen, in den Unterhaltungsstätten und im bürgerlichen Leben. Der Laie besitzt eine ausschließliche Zuständigkeit. Eine Kompetenz, die der Priester nicht in Anspruch nehmen kann, weil er Priester und durch sein Priestertum eingeschränkt ist. Der Laie, nicht der Priester, ist wirklich zu Hause in der Gewerkschaft, in der Fabrik, in der Familie, in der Politik. Nur durch den Laien, nicht durch den Priester, können diese Bereiche wirklich christlich werden. Denn wir müssen uns daran erinnern, daß es die Aufgabe der Kirche ist, nicht Individuen zu taufen, sondern das ganze Gefüge der Gesellschaft.“ (Commonweal Jhg. 54 S. 356.)

Die Prinzipien durchsetzen! Die Bereiche christlich machen! Hier, meint John Cort, kommt nun sogleich ein zweites Mißverständnis. Man stellt sich das gern so vor, als käme es darauf an, Führer heranzubilden und sie dann in einflußreiche Stellungen zu befördern. Man strebt also gewissermaßen nach einer Beherrschung der gesellschaftlichen Bezirke durch gute Katholiken. Das ist aber nicht die Sauerteig-Methode, um es so zu nennen. „Aufgabe der ACTU (Vereinigung katholischer Gewerkschaftsmitglieder) ist es in erster Linie, katholische Gewerkschaftsmitglieder zu bilden, d. h. Katholiken, die gute Gewerkschaftler, und Gewerkschaftler, die gute Katholiken sind. . . . Ob diese guten katholischen Gewerkschaftler zu Führern oder zu einem Amt gewählt werden, diese Dinge sind zweitrangig. . . . Es ist töricht, sich immer nur dafür zu ereifern, daß man seine Leute an die Spitzenposten schiebt. Manch ein vielversprechender Mann ist zugrunde gerichtet worden oder mittelmäßig geworden, weil seine Hände zu viel Macht bekamen, bevor er damit umzugehen verstand. Gute Leute brauchen wir, gute Gewerkschaftler. Wenn wir die Leute ausgebildet haben, brauchen wir uns nicht sonderlich darum zu sorgen, daß sie Gefolgschaft finden. Die kommt von allen Seiten: von Juden, Protestanten und sogar von Katholiken. Außer in verzweifelten Lagen sollten die katholischen Gewerkschaftler keine Parteien und Kliken in der Gewerkschaft bilden. Es geht

um etwas anderes. . . . daß Christus von neuem in einem Menschen lebt, durch ihn lebt, und zwar so, daß andere Menschen Christus in ihm sehen und dabei den Wunsch verspüren, daß er auch in ihnen lebe.“

## Marie-Louise und die Chinesen

Da war die kleine Amerikanerin Mary-Louise Tully, die am 5. Januar 1947 in Hongkong an Land ging. Der Priester, der „ihr half, ihr Werk zu tun“, hat ihre Geschichte kürzlich in der Zeitschrift „America“ (6. 10. 1951) erzählt. Sie wollte nicht ins Kloster gehen. Aber sie wollte als Laie etwas tun, um christliches Milieu zu bilden, und zwar im Heidenland. Als sie in Hongkong ankam, galt es natürlich zuerst, eine Stelle zu finden. Sie wurde bei der katholischen Wochenzeitung engagiert und kam unter zehn männliche und zehn weibliche chinesische Mitarbeiter, fast alle Konvertiten, und ein paar portugiesische Mädchen. Sie teilte in allem deren Arbeitsbedingungen und suchte nichts, als ihnen ein christliches Verhalten vorzuleben und ihr Vertrauen zu gewinnen. In der unscheinbarsten Weise verfeinerte sich durch ihre Anwesenheit allmählich die christliche Atmosphäre dieses kleinen Betriebes, der das sehr nötig hatte.

Dann zog Fräulein Tully in ein Heim für chinesische werktätige Mädchen. Sie erweiterte ihr außerberufliches gesellschaftliches Leben. Sie widmete sich den katholischen Studentinnen. Der geistliche Führer und die Schwester, die das bis dahin getan hatten, gestanden bald: In den acht Jahren unserer Tätigkeit haben wir die Mädchen niemals so recht zum Reden bringen können. Vor Marie-Louise tauen sie erstaunlich auf. Sie begann, Konvertiten zu gewinnen; denn ihre Freundinnen führten ihr andere Bekannte zu. Sie waren stolz, jene mit ihr bekannt zu machen. Dann zog Marie-Louise drei andere Mädchen aus Amerika herüber, die gleich ihr in einem Schulungsinstitut für Laienapostel in Grailville ausgebildet worden waren. Zwei davon quartierten sich, nachdem sie in Hongkong eine Stelle gefunden hatten, mit sechs Chinesenmädchen in einem Häuschen eines Vorortes ein. Sie gründeten eine „Familie“, und eine Chinesin fungierte als „Mutter“. Sie weihten ihre Familie der Mutter Gottes, der Ursache der Freude. Sie suchten die Chinesinnen auf diese Art zu einem christlichen häuslichen Leben zu führen unter Beibehaltung chinesischer Formen. Eine der Chinesinnen gestand gelegentlich dem Pater: „Sie haben uns die Theorie beigebracht, aber diese Laien zeigen uns die Praxis.“ Auch dieses Haus strahlt seine Wirkungen aus.

Eine der drei Freundinnen schreibt die Spalte „Antwort einer Frau“ im katholischen Wochenblatt. Sie bekommt nicht nur Anfragen über Anfragen und dadurch Kontakt mit allerlei Leuten, sondern sie kann auf dem Weg über diese Spalte Hilfe in mancherlei Not vermitteln, und davon machen Christen, Heiden und Kommunisten Gebrauch. Da hat sie ein Kind untergebracht, dort eine jugendliche Selbstmordkandidatin mit Lebensmut erfüllt, dann wieder herumlungern den Ex-Soldaten geholfen.

Father Maestrini, der über die Mädchen berichtet, spendet ihnen am Schluß das Lob: Ich habe gedacht, ihr Enthusiasmus würde doch wohl bei diesen Opfern bald erlahmen. Nun sind es schon vier Jahre. Und sie werden immer fröhlicher.

## Erik de Silenen und die Lausbuben

Wie man Beruf und heldenmütige Caritas verbinden kann, zeigt Erik de Silenen in einem Bericht von seiner Tätig-



keit im italienischen Bubendorf Marina di Carrara (Neue Zürcher Zeitung 18. 11. 1951). Er hatte sich bei Don Daniele Goens, dem Gründer mehrerer solcher Kolonien, in Pisa eingearbeitet und wurde nach Marina gerufen, als nacheinander zwei Priester mit dem dortigen Bubendorf nicht mehr fertig wurden. In den ersten Tagen stieß Silenen auf Widerstand, der so weit ging, daß der „Führer“ der Jungen ihm die Fenster einwarf und damit drohte, er werde das Haus anzünden, worauf ihn Silenen durch die Polizei abführen ließ. Das „Haus“ sind zwei alte Baracken, in denen 40 Jungen, zwei Erzieher und ein Priester ein „Staatsleben“ im kleinen führen. Die Jungen regieren, die Erzieher wirken indirekt. Man vermeidet den Zwang. Der kleine Staat hat eine eigene „Währung“, und mit ihr vollzieht sich die Erziehung. Die Buben werden für das Arbeiten und das Lernen bezahlt. Sie bezahlen wiederum das Essen, die Wäsche usw. Wer nicht arbeitet, dürfte theoretisch auch nicht essen. Da Silenen sie aber nicht hungern läßt, kommen sie statt dessen auf eine öffentliche Schuldenliste. Das wird in diesem Staat als peinlichste Strafe empfunden. Man ist Parasit der Gesellschaft und kann vom „Bürgermeister“ jederzeit unentgeltlich zu gemeinnützigen Arbeiten herangezogen werden.

Es gibt nicht nur zwei Bürgermeister, sondern auch einen Gouverneur, einen Richter, einen Arbeits-, einen Hygieneminister und sonstige Kabinettsmitglieder, es gibt auch eine täglich am Abend zusammentretende Bürgerversammlung, die sich ihre Gesetze gibt. Morgens haben sich die Bürger zu waschen und das Bett zu machen. Der Erziehungsminister führt die Aufsicht darüber und teilt, wenn er befriedigt ist, die Bons aus, auf die man zwischen 7<sup>1/2</sup> und 8<sup>1/2</sup> Uhr im „Ristorante“ frühstücken und ohne die man nicht frühstücken kann. Für die Arbeiten in Haus und Schule wird „nach Tarif“ bezahlt. In der Schule wird nicht die abgesessene Zeit, sondern die Erledigung des Pensums vergütet. Wer schneller arbeitet, verdient sein „Geld“ auch schneller. Am Sonntagmorgen kann ein Teil des „Geldes“ in Lire umgewechselt werden, sofern man Ausgang hat.

Die Bürger dieser Stadt sind nämlich Waisenkinder oder sozial Gefährdete, die von der Polizei, der Armenbehörde oder einem Amt nach Marina überwiesen werden. Man kann sich vorstellen, welches Ausmaß christlicher Liebe und pädagogischer Kunst notwendig ist, um diesen Dienst an den Ärmsten zu leisten.

#### *Das mutige Mädchen von Washington*

Auf andere Art ging ein Mädchen in Washington vor, das im Oktober 1948 auf den Gedanken kam, seine Nachbarn zum abendlichen Rosenkranz zu bitten, wobei es auf deren Konfession keine Rücksicht nahm. Es sagte nur, was es wollte: beten um die Bekehrung Rußlands, den Weltfrieden und zur Sühne für den Abfall der Menschheit. Um 8 Uhr zündete es die Kerzen an, um 8.05 Uhr begann das Gebet, um 8.30 Uhr war es pünktlich zu Ende. Bald war das Zimmer zu klein. Das Mädchen veranlaßte einige Teilnehmer, in der eigenen Wohnung ihrerseits ein Publikum zu versammeln. Am Ende jenes Monats war das „Bloc rosary movement“ über die Hauptstadt verbreitet. Heute, nach drei Jahren, gibt es in den Vereinigten Staaten schon überall solche Gruppen. Manche treffen sich nur

im Oktober, andere auch in der Fastenzeit, andere einmal in der Woche, je nach den Verhältnissen. An einem Ort beendigen die Buben mit dem Rosenkranz das Fußballtraining, an einem anderen treffen sich die Hausfrauen während des Tages. Amerikanisch? Vielleicht. Wir sehen daran, wie müde Europa geworden ist.

#### *Herabsteigen, verzichten . . .*

In Europa empfand der Universitätsprofessor Marcel Légaut die Notwendigkeit, mit dem Christentum Ernst zu machen. 1919 kam er als Student an die École normale und wurde Mitglied einer Studentengemeinschaft, die unter geschickter geistlicher Führung danach strebte, „zu den Quellen“ des religiösen Lebens vorzudringen, unter andern auf die Weise, daß sie mit der Feder in der Hand die Heilige Schrift studierten oder betrachteten. Aus dieser Gruppe erwuchs, nachdem Légaut selbst Professor geworden war, eine Lebensgemeinschaft von vier der alten Kameraden mit strengster Askese und wöchentlichen Abenden im Kreis von Gästen, bei denen Fragen des religiösen Lebens erörtert wurden, vor allem aber die Heilige Schrift zur Geltung kam. Daraus erwuchs Légauts Buch: „Gebete eines Gläubigen“.

In den dreißiger Jahren sammelte Légaut während der Ferien Hunderte von Leuten in einem alten Schloß im Gebirge zu Einkehrwochen, bei denen man im Geist der ersten Christen zusammenlebte. Nach der Niederlage 1940 machte er sich Gedanken über ihre Gründe und kam zu der Überzeugung, die alten Tugenden Frankreichs ließen sich wohl am ehesten durch Rückkehr zum bodenständigen, bäuerlichen Leben erneuern. Er beschloß, ein Beispiel zu geben. Mit einigen Studenten erwarb er ein paar Morgen Land, verzichtete auf seine Professur und begann das neue Leben. Der Erfolg war betäubend. Keiner der Studenten hielt länger als ein paar Wochen aus. Nur Légaut blieb seinem Entschluß treu. Heute sind die Schwierigkeiten und Härten der ersten Jahre überwunden, der Betrieb ist rationalisiert und trägt sich. Ein Pionier hat dem Vaterland ein Stück verwilderter Heimateerde zurückgewonnen. Es war der Ruf zur Einsamkeit, der ihn erfaßte, wie Robert Barrat es deutet, der seine Geschichte in „The Commonweal“ (19. 10. 1951) erzählt. Doch Légaut sah seine Aufgabe nicht darin, ein Mönch zu werden, und er ist auch verheiratet. Er wollte dennoch leben wie die ärmsten und notwendigsten Glieder des französischen Volkes. Er wollte nichts als „im Schweiß seines Angesichtes sein Brot verdienen“, weil er der Meinung war, dieses Beispiel sei heute vielleicht eines der wichtigsten.

Nun hat er jedes Jahr vom Juli bis zum September das Haus voll Menschen, die dort geistige Erneuerung suchen. Einzelne und Ehepaare, Lehrer, Professoren, Beamte und — Ordensleute. Sie arbeiten auf dem Felde mit, sie beten und speisen zusammen, und jeder hat Zeit zu einsamen, besinnlichen Spaziergängen. Abends sitzt man am offenen Feuer, liest ein paar Seiten von Bernanos, Kierkegaard oder einem Theologen. Dann spricht er, nur wenig unterbrochen. Mehr als sein Wort spricht seine Person, sein Leben. Seine Idee: wer Christus nachfolgen will, muß zuerst herabsteigen, verzichten und dann in die Gesellschaft der Brüder hineinwirken. Der Laie Légaut kommt zur gleichen Erkenntnis wie die Arbeiterpriester in Paris: descendere de coelo.